4. November 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 251

In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(11. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Martha Schmidt sah den sprühenden Fritz mit großen, sinnenden Augen an. Hanna drückte ihr unter der warmen Decke freudig die Hand, und Karl Demut wandte sich verwundert nach seinem Freunde um. Ihn überraschten weniger die gewählten Worte und Vergleiche, in denen er sprach. Die waren ihm nicht fremd. Fritz war von jeher klug, aber die Unmittelbarkeit der Worte und die Beziehungen, die man daran knüpfen mußte, die fielen ihm schwer aufs Herz.

Da brauchte sein liebes Weib nicht mehr zu kuppeln. Fritz Menzel war bereits bei einem bestimmten Entschlusse angelangt. Und es war schlimm, schlimm! Wer aber trug die Schuld? War das, was geschehen war, nicht unmittelbare Schicksalsfügung? Und Schicksalsfügung ist Gottes Fügung. Still fuhren sie nach Mönchebach. Hier kehrte man wieder im Hause Fritz Menzels ein.

Das Haus schien ein Festgewand angelegt zu haben. Nicht sichtbar und prunkend, aber es lag Feiertagsstimmung in der Luft.

Weilte eine Braut zum ersten Male im Hause des Zukünftigen?

Der junge Hausherr führte die Freunde in den Stall, über den Hof und auch in die oberen Stuben. Er schritt neben Martha Schmidt, und das starke Mädchen war bedrückt und scheu. Alles im Hause — die Bilder an der Wand, die Andenken, die da und dort standen, alte, eingerahmte Geburtstagsglückwünsche — sprach von herzlicher Liebe der Bewohner untereinander, von jener sonnigen, wärmenden, schützenden Liebe, die das Haus zum Gotteshause macht.

Als sie beide vor des Vaters Bilde standen, während die anderen sich drüben unterhielten, sprach Fritz Menzel leise: „Weihnachten komme ich nach Rehbach. Dann wird alles gut." Das Mädchen aber schüttelte den Kopf. Das wußte sich der Bauer nicht zu deuten, und er vermutete, daß sie einen anderen lieb habe. Seine Augen flackerten. Er trat dicht an sie heran. „Du magst mich nicht leiden?" Da sah sie ihn ernst und vorwurfsvoll an, und er mußte die Augen niederschlagen. Er fühlte, daß er vor einem Rätsel stand, und vermochte es nicht zu lösen.

Die Freihofleute nahmen lachend Abschied. Bei dem Einsteigen in den Schlitten bat Hanna: „Menzelsmutter, so kommt doch auch einmal nach Rehbach. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ihr je einmal bei uns gewesen wäret, und wir waren doch immer gute Freunde."

„Ich komme wohl einmal," sagte die Bäuerin. Fritz drückte Martha Schmidt vielsagend die Hand. Klingelnd fuhr der Schlitten in den Winterabend.

In Fritz Menzels Heim aber ging jedes seiner Arbeit nach, und keines sprach ein Wort über die Ereignisse des Tages.

Im Schlitten hielt Hanna Demut die Hand der Freundin fest, und wenn die sich eine schwere Träne abwischte, so schüttelte die junge Bäuerin sorgenvoll den Kopf. Trösten und raten wollte sie hier nicht. Sie fühlte, wie die Fäden eines Menschenschicksals, das sie hatte leiten wollen, ihrer Hand entglitten, und war gewiß, daß sie in einer anderen besser abgehoben waren.

Am Dorfende in Rehbach angekommen, verabschiedete sich Martha Schmidt mit herzlichem Danke und ging hinüber zur väterlichen Hütte an der Friedhofsmauer.

Christian Schmidt saß am Spinnrade; er spann, wie das viele ältere Männer in Rehbach taten. Sein Weib saß an der Tischecke auf der Bank, den Kopf schwer in die Rechte gestützt. Sie stierte vor sich hin.

„Guten Abend, Vater und Mutter." Damit trat Martha in die matt erleuchtete kleine Stube.

„Guten Abend," antwortete der Vater, „es ist gut, daß du da bist."

„Warum, Vater? Ist die Mutter nicht wohl?"

„Das kann man nicht so sagen. — Es war eine Frau aus Lauschwitz da."

„Und warum geht die Mutter nicht mit?"

„Weil sie nicht will."

„Warum gehst du nicht mit, Mutter?"

„Weil ich nicht kann."

„Du kannst nicht?"

„Es hilft nichts mehr."

Das sagte die Frau mit einer solch tiefen Trostlosigkeit, daß die Tochter erschrak.

„Woher weißt du das, Mutter?"

„Ich habe Werners Karl, der die Rose hatte, auch nicht helfen können."

„Warum aber kannst du es nicht mehr?"

„Weil ich zittere, wenn ich zu einem Kranken trete. Wenn er mich ansieht und das Hoffen ihm aus den Augen blickt, dann muß ich mich wegwenden, und auf einmal weiß ich's, ich kann ihm nicht helfen. Mein Berühren und Besprechen nützt nichts mehr; ich habe keine Kraft mehr."

„Arme Mutter," sagte Martha und strich über Anna Dorotheas ergrauenden Scheitel.

„Mein Vertrauen habe ich verloren, seit mir der Herr Pfarrer sagte, daß mein Tun hart an Sünde streift."

„Mutter, wer so über sein Handeln fühlt und denkt, der hat damit nie gesündigt."

„Mag sein, aber es ist doch früher manches nicht ganz so gewesen, wie es sein sollte."

Da neigte die Tochter wortlos das Haupt.

Die Mutter aber fuhr fort: „Und ich habe so vielen geholfen! So manches Mal, wenn ich in den stillen Nächten heimging, hat es mich ordentlich getragen, das Wissen, daß ich Hilfe geben konnte. Und die Freude hat mich den Gewinn übersehen lassen. Aber der Gewinn ist gewachsen. Martha, du wirst nahezu dritthalbtausend Taler haben."

„Um Gottes willen," rief die Tochter fast entsetzt, „so viel, Mutter, so viel?"

„Ja, so viel, Martha, und gestohlen ist davon nichts. Wenn etliche mir reichlich gegeben haben, so konnten sie es tun. Ich habe so vielen geholfen, daß es, wenn ich Bezahlung gefordert hätte, wohl noch mehr wäre. Mit Wissen und Willen habe ich nie betrogen, wohl aber habe ich mich nicht gescheut, Dinge in die Hand zu nehmen, von denen auch ich von vornherein fühlte, daß ich nichts dazu tun konnte. Vielleicht würde das der Herr Pfarrer Betrug nennen."

„Das ist dann wohl auch nichts anderes gewesen," sprach die Tochter matt.

„So trage den Leuten das Geld für die Himmelsbriefe wieder in die Häuser. An die Macht der Himmelsbriefe habe ich nicht geglaubt, aber ich habe mir gedacht: was geschrieben ist, ist in Gottes Namen geschrieben, so kann es nichts Schlechtes sein, und wenn die Leute daran glauben, so wird es ihnen keinen Schaden bringen."

„Und Hanna Demut?" warf die Tochter ein.

„An der habe ich gesündigt," sagte die Botin tieftraurig, „aber lange Nächte habe ich mit Gott gerungen, und ich habe sie ihm abgerungen. Wäre sie gestorben, so hättest du auch deine Mutter nicht wiedergefunden, Martha."

„Mutter!"

„Du kannst an des Freibauern Kinde gutmachen, was deine Mutter gefehlt hat. Dir wird es nicht schwer. Ich selber kann es nicht. — — Ich habe keinen Halt mehr, nicht in mir und, wenn ich bete, ich fühle es, auch nicht bei Gott. Ich muß den Weg zu ihm erst wieder finden."

„Arme, arme Mutter," sagte das Mädchen und legte den Kopf in der Mutter Schoß.

Anna Dorothea aber atmete tief auf und fuhr traurig fort: „Der Herr Pfarrer hat mir die jetzigen Tage vorausgesagt. Ich habe nicht an sie glauben wollen. Nun sie da sind, sind sie schwerer, als ich sie in ängstlichen Stunden gefürchtet habe. Ich schwebe zwischen Himmel und Erde. Auf der Erde kann ich nichts mehr, und bin ich nichts mehr, im Himmel will der Herrgott nichts von mir wissen, und die Menschen verachten mich."

„Ich aber liebe dich, Mutter," rief Martha und umschlang der Mutter hageren Körper.

„Du hast mich noch lieb. Wer weiß, wie lange noch. Sie werden dich meinetwegen leiden lassen. Ich kenne die Leute, ich kenne sie."

Wohl wollte Martha rufen: du hast recht, Mutter, ich leide schon, aber angesichts des erschütternden Seelenleides verstummte die Anklage, behielten die Liebe und das Mitleid die Oberhand. Sie mußte ihrer Mutter helfen, daß sie wieder auf Erden und im Himmel heimisch wurde, und wenn das eigene Glück in Trümmer ging, so wollte sie doch nicht die leiseste Anklage auf das arme, zuckende Herz werfen.

„Du hättest mit nach Lauschwitz gehen sollen," begann Martha wieder, „wenn du rechtes Vertrauen zu dir gehabt hättest, hättest du wohl helfen können."

„Nein, Martha, ich gehe nicht mehr, nicht hierhin und nicht dorthin. Was gewesen ist, ist gewesen, aber aufgefrischt wird es nicht wieder."

Das klang schon fester und aus dem Bewußtsein erwachender, innerer Kraft heraus, die, wenn sie auch anderen nicht mehr helfen will oder kann, doch sich selber aufzurichten vermag.

„Wie war es heute?" fragte die Mutter, und die Tochter berichtete. Sie erzählte viel von der schönen Fahrt und wenig von Fritz Menzel.

„Fritz Menzel war also auch dabei?" fragte Anna Dorothea. „Wie ist sein Hof?"

„Groß und schön, Mutter, reinlich, vielleicht auch reich."

„So, so, auch reich."

„Mutter, ich will fort," rief die Tochter in ausbrechendem Herzeleid.

„Du willst fort?" fragte die Mutter erschrocken und sah dabei zum Erbarmen trostlos aus.

Das fiel der Tochter schwer aufs Herz. So willst du deiner Mutter helfen, die dich jetzt von allen Menschen am nötigsten braucht? Davonlaufen willst du, weil du dein eigen Herz nicht festhalten kannst? Und in erwachendem Pflichtbewußtsein begann sie: „Mutter, ich habe mir's eben überlegt. Ich wollte fort, aber ich gehe nicht, ich bleibe bei dir."

„Warum wolltest du fort? Hast du — — dich getäuscht?"

„Nein, es ist überhaupt noch kein Wort gefallen."

„Und du wolltest fort?" Anna Dorothea begann zu begreifen. Sie war immer die Kluge gewesen, die mit scharfen Augen den verborgenen Grund der Dinge erkannt hatte, in ihrem eigenen Leben, dem Leben der ihrigen und dem Leben anderer. Das Elend begann bereits, das sie für die Zukunft ihrer Tochter gefürchtet hatte.

„Die Not beginnt," sagte die Mutter traurig.

Da aber sprang Martha auf, reckte die kräftigen Arme und rief: „Sie beginnt nicht. Wir wollen ihnen zeigen, daß wir unseren Platz festhalten können. Wir können arbeiten, Mutter, mehr als sie alle, und brauchen von niemand Mitleid oder Hilfe, und wenn sie uns über die Schulter ansehen, so laß sie, was macht es uns aus. — Kommt, wir wollen Abendbrot essen!"

Damit holte die Tochter die größere Lampe herbei, deren helles Licht die Stube heimischer machte, und deckte den Tisch. Die Mutter seufzte. Christian hatte am Spinnrade geweint. Er weinte über die Nöte von Frau und Tochter, die er doch nicht verstand, und er weinte vor Freude über das viele Geld, von dem sein Weib vorhin gesagt hatte. Die Rede kam wieder auf die Zukunft.

„Vor allen Dingen Arbeit, Mutter. Arbeit müssen wir haben, soviel, daß wir des Abends wie zerschlagen zu Bette gehen, dann ist uns allen geholfen," sagte Martha.

Anna Dorothea nickte. Sie gab der Tochter recht. Christian aber strich den gewaltigen Haarwald auf seinen Armen zurück.

Droben in ihrer Kammer aber war Martha Schmidt eine andere als drunten in der Stube. Da führten Kleinmut und Festigkeit, Verzagtheit und Vertrauen, Sorge und hoffnungsfrohe Zuversicht einen heißen Kampf, und erst im grauen Morgenlichte siegte die frohe Hoffnung.

Am Morgen ging Martha Schmidt zu ihrer Freundin auf den Freihof.

Die Bäuerin erschrak. „Martha, wie siehst du aus! Hast du die Nacht nicht geschlafen?"

„Wenig," war die Antwort.

Und mit klaren Worten sprach das starke Mädchen nun von der Zukunft. Auf den Freihof wolle sie kommen, so oft es anginge, im übrigen aber wäre sie jetzt zu Hause unentbehrlich. Die Mutter würde noch viel schwere Tage haben, ehe sie vollständig überwunden hätte. Der Vater sei kaum mitzuzählen. Er könne sich in die mancherlei Nöte nicht hineinfinden. „Und wenn Fritz Menzel kommt,“ fuhr Martha fort, „so sage ihm, daß ich nicht von meiner Mutter lasse, wie er nicht von der seinigen lassen wird. Wie es Gott beschlossen hat, so wird es werden. Sollen wir zusammenkommen, dann wird es geschehen. Und, Hanna, wenn ihr mir einen Gefallen tun wollt, dann sagt dem Bauern alles, was hinter uns liegt, nichts dürft ihr verschweigen.“ — —

Als Hanna dem Vater die Unterredung mitteilte, sagte der: „Sie hat recht, und ihre Art gefällt mir. — Da soll auf den Dörfern alles einfach und glatt und schlicht sein, und es gibt doch so viele Dinge, die sich der Städter nicht träumen läßt, auch bei uns. Die beiden Frauen werden sich herausfinden aus ihrer jetzigen Not, und die Tochter wird der Mutter helfen. Fritz Menzel aber wird wissen, was er zu tun hat, ohne daß wir ihm raten. Die beiden passen zusammen wie selten ein Paar, aber es werden viele, viele Tage vergehen, ehe sie zusammen kommen. Gott sei Dank, daß den meisten solche Nöte erspart sind. Es würden ihnen wenige gewachsen sein.“

Hanna neigte beschämt den Kopf. Auch sie war einst der Not nicht gewachsen gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

„Auf welchen Namen?“

Von **Albert Haig**

Edward Newton staunte selbst, wie leicht sich sein Plan durchführen ließ. Am Morgen war er mit seinen Papieren vom Büro fortgegangen, wie er es seit zehn Jahren als Kassenbote der Imperial Bank zu tun gewohnt war, hatte verschiedene Besorgungen ordnungsmäßig erledigt, damit man nicht vorzeitig Verdacht schöpfen würde, und war dann einfach nach Einkassierung des Wechsels von achtzigtausend Dollars bei Devonshire & Co. nicht mehr in die Bank zurückgekehrt. In einem eigens für diesen Zweck gemieteten Zimmer hatte er seinen Anzug gewechselt — Uniformen waren für die Bankboten ja schon seit den letzten großen Ueberfällen abgeschafft worden, so daß sich für die Wohnungsinhaberin kein Argwohn über seine Identität ergeben würde — und das Bündel mit seinem Alltagsanzug hatte er dann draußen in der Vorstadt in den Fluß geworfen. Jetzt saß er in einem Hotelzimmer und hatte die schönen Banknoten zu je zehntausend Dollars geordnet vor sich liegen.

Sicher würde man anfänglich keinerlei Verdacht gegen ihn haben. Er war als ein Muster von Zuverlässigkeit bekannt; Direktor Geoffrey hatte oft lächelnd gesagt: „Man muß Menschen auswählen können“, wenn man ihn darauf aufmerksam machte, daß dem verhältnismäßig jungen Newton so große Beträge anvertraut wurden. Eigentlich schade, daß er den alten Herrn so arg enttäuschen mußte, aber das bisherige kleinliche, beengte Leben in der von ihm so gehaßten Bescheidenheit, ohne Geld für die ersehnten Annehmlichkeiten, dieses Leben mußte einmal ein Ende haben.

Vielleicht hätte er Zeit genug gehabt, die Grenze zu erreichen, bevor man den Telegraphen spielen ließ; aber er war sich klar darüber, daß ihn schließlich doch der lange Arm des Gesetzes erreichen mußte, wenn er versuchen würde zu fliehen. Nein, sein Plan war anders.

Am nächsten Morgen, nach einer ruhig durchschlafenen Nacht, studierte Newton die Berichte in den Zeitungen über seine Tat. Man hielt nach diesen noch immer die Möglichkeit, daß er das Opfer eines verbrecherischen Anschlages geworden sei, für am wahrscheinlichsten; aber es klang doch schon der Verdacht durch, daß Newton die Summe unterschlagen und damit das Weite gesucht hatte.

Eine Stunde später stand er im Büro eines Notars, die Banknoten sorgfältig in einem großen Briefumschlag versiegelt.

„Ich habe hier eine Anzahl Wertpapiere,“ begann er, als er in das Sprechzimmer vorgelassen war, „die ich während einer längeren Reise bei Ihnen in Aufbewahrung lassen möchte. Läßt sich das machen?“

„Natürlich,“ entgegnete der Notar; „ich werde Ihnen sofort eine Empfangsbestätigung ausstellen.“

Newton nickte. Aber dann kam ihm der Gedanke, daß er ja eine solche Bestätigung nicht zu verbergen vermöchte. Man würde das Papier bei einer Verhaftung sicher bei ihm finden, und das Geld würde für ihn verloren gehen.

„Wäre es nicht möglich,“ unterbrach er daher den Notar in seinem Schreiben, „daß ich das Depot ohne jegliche Bestätigung bei Ihnen lasse, so daß es mir nach Rückkehr nur gegen Nennung meines Namens ausgefolgt wird? Ich weiß noch nicht, wohin mich meine Reise führen wird, und es wäre immerhin denkbar, daß eine solche Bestätigung verloren ginge.“

„Auch das läßt sich machen,“ belehrte ihn der Notar, „nur müßte ich in diesem Fall jede Verantwortlichkeit ablehnen.“

„Einverstanden,“ erklärte Newton, „vermerken Sie bitte unsere Abmachung auf dem Umschlag.“

„Und Ihr Name ist?“

„Brompton, Henry Brompton,“ erwiderte Newton.

Als er auf die Straße zurückkam, atmete er erleichtert auf. Der erste Teil des Programms war erledigt. Man konnte ihn jetzt ruhig verhaften; die Beute seiner Unehrlichkeit war gesichert.

Er hatte sich alles genau ausgemalt. Nach Verbüßung seiner Strafe würde er das Depot erheben. Drei oder im schlimmsten Fall fünf unangenehme Jahre würde er durchzumachen haben, und dann war er reich. Er würde auf dem Lande leben, ruhig, ehrlich und angesehen, im Besitz all der Annehmlichkeiten, nach denen es ihn hungerte. Vielleicht würde er sogar heiraten . . .

Noch vierundzwanzig Stunden wartete er, um zu sehen, ob nicht etwa die Nummern der Banknoten bekannt geworden wären. Dann stellte er sich selbst der Polizei und gestand seine Tat. Dort und während der Gerichtsverhandlung gab er seine Unterschlagung ruhig zu. Nur in einem Punkt blieb er hartnäckig. Auf die Frage, wo das Geld sei, wiederholte er stets:

„Ich weiß es nicht. Ich bin auf einer Bank eingeschlafen und meinerseits bestohlen worden. Weiter weiß ich nichts.“

Das Urteil lautete schließlich auf vier Jahre Gefängnis. Eine lange Zeit, aber er war jetzt fünfunddreißig und würde nach seiner Entlassung noch viele Jahre in Glück und Reichtum vor sich haben.

Im Gefängnis war er wieder der Mustermensch, als den man ihn früher in der Bank gekannt hatte. Er zählte die langsam schleichenden Tage ohne Ungeduld oder Angst, höchstens um seine Gesundheit besorgt.

Endlich kam der Tag der Entlassung. Man gab ihm seine paar persönlichen Sachen, und er ging fort mit dem einzigen Gedanken, unauffällig den Notar zu erreichen, um den Lohn seiner Tat wieder zurückzuerhalten.

Er malte sich im Geiste die kleine Szene bei dem Notar aus. Dieser würde ihn kaum wiedererkennen, denn wahrhaftig, er war älter geworden, und die Gefängnisluft hatte sein Aussehen stark verändert. Aber das würde das Interessante der Situation höchstens noch vergrößern.

„Was steht zu Diensten?“ würde der Notar ihn fragen.

„Ich möchte ein Depot beheben, welches ich vor vier Jahren bei Ihnen hinterlegte,“ würde seine ruhige Antwort lauten.

„Welches Depot, bitte?“

„Auf den Namen . . .“

Newton hielt auf seinem Wege inne. Wie merkwürdig. Er konnte sich plötzlich nicht mehr des Namens erinnern, den er dem Notar gegeben hatte. Hundertmal hatte er ihn während seiner Haft vor sich hingesprochen, und jetzt wollte er ihm nicht einfallen. Er ließ sich auf einer Bank nieder, weil er fühlte, wie er nervös wurde. Auf jeden Fall mußte er Ruhe bewahren.

„Also still jetzt, keine Angst,“ sprach er sich selbst zu, „es muß mir ja wieder einfallen. Herr . . .? Herr . . .? Wenn ich nur den Anfangsbuchstaben wüßte . . .“

Eine Stunde hindurch saß er auf der Bank und versuchte, seinem Gedächtnis auf alle mögliche Art zu Hilfe zu kommen. Der Name tanzte ihm vor den Augen, er lag ihm jeden Augenblick auf der Zunge. „Herr . . .? Herr . . .?“ Zum Teufel, er sah doch die Buchstaben des Namens fast zum Greifen vor sich. Jede Sekunde dachte er, er hätte es jetzt . . . jetzt . . . Nein.

„Warum soll ich mich weiterhin abmühen?“ fragte er sich schließlich selbst. „Wenn ich nur nicht mehr daran denke und ganz ruhig werde, so wird es mir schon von selbst einfallen.“

Aber ein Gedanke, der einen Menschen so gefangen hält, wie es hier der Fall war, kann nicht einfach abgeschüttelt werden. Vergeblich versuchte Newton, sich für die Vorübergehenden zu interessieren, die Ladenfenster zu besichtigen, den Lärm der Straße auf sich wirken zu lassen, um sich abzulenken. Vergebens.

Die Nacht kam endlich, die Straßen lagen verlassen. Unermüdlich war Newton gegangen, bis er schließlich ein billiges Hotel aufsuchte und sich in seinem Zimmer aufs Bett warf. Aber stundenlang kam kein Schlaf, immer wieder die Frage: „Herr ...? Herr ...?"

Am Morgen war er sich klar, daß nur noch ein einziges Gefühl in ihm war: Furcht, grausame, marternde Furcht, daß er sich des Namens nie wieder erinnern würde. Er umfaßte den Kopf mit den Händen und stöhnte. Achtzigtausend Dollars in Banknoten hatte er, achtzigtausend Dollars, die ihm gehörten, wenn auch durch Unehrlichkeit. Für die er vier lange Jahre voll Entbehrungen im Kerker durchgemacht hatte, die auf ihn warteten, um ihm das Leben wiederzugeben, gegen ein Wort, ein einfaches kleines Wort, dessen er sich nicht erinnern konnte. Er schlug mit geballten Fäusten seinen Kopf, stolperte auf der Straße gegen Passanten wie ein Betrunkener, taumelte hin und her, getrieben von Furcht und Schrecken.

„Herr ...? Herr ...? Das Wort, nur ein einziges Wort ..."

Seine Schritte wurden schneller; ohne Rücksicht auf den Verkehr stürmte er vorwärts. Das Wort tanzte ja vor ihm, nur einholen mußte er es. Aushalten mußte er, stärker sein. Zu seinen Füßen lag endlich der Fluß, glitzernd mit dem Widerschein der Sterne am klaren Himmel. Stand dort nicht der Name gezeichnet auf den spielenden Bewegungen des Wassers? Halt, ich muß dich fassen ... ich hab's verdient ... ich habe gelitten für dich ...

Die Treppen hinunter stürmte er zum Flußbett, sein Körper keuchend, seine Hände geballt, die Augen aufgerissen. Warte ... ich komme, ich werde dich fassen.

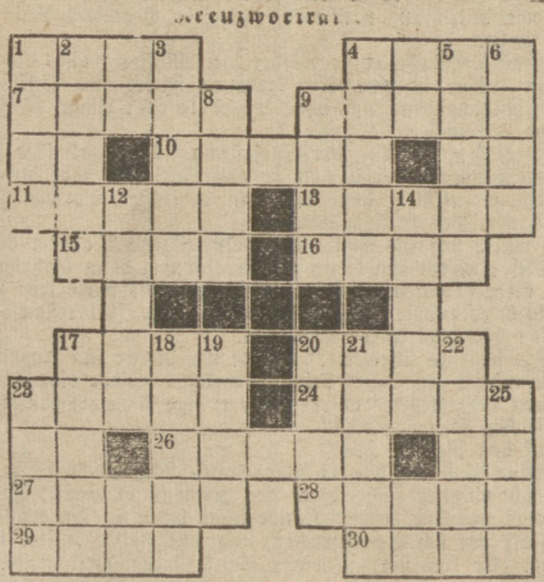
Das kalte Wasser um seinen Körper brachte einen Teil seines Bewußtseins zurück; er kämpfte gegen die Strömung, die ihn unwiderstehlich fortriß. Vergeblich versuchte er, seinen Kopf über Wasser zu halten, ging unter ... kam wieder an die Oberfläche zurück ... und mit einem plötzlichen Schrei, mit einer letzten übermenschlichen Anstrengung rief er:

„Brompton ... ich hab's ... Brompton ... ist der Name ..."

Leise bewegte sich das Wasser, und eine leichte Welle schlug gegen den verlassenen Quai des Flusses. Dann war alles wieder ruhig.

Zum Kopfzerbrechen

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 Gefühlsäußerung, 4 Teil des Körpers, 7 sagenhafter keltischer König 9 Stadt an der Elbe, 10 Liebhaber, 11 Körperorgan, 13 stenographische Kürzung, 15 Entlohnung, 16 gedrehter Strick, 17 Drama von Sudermann, 20 Planet, 23 Fremdkörper in der Luft, 24 Stadt an der Elbe, 26 flaches Land, 27 Körperteil, 28 Verbrennungsrückstand, 29 deutscher Strom, 30 Haustier; 83412

b) von oben nach unten: 1 Erdaufschüttung, 2 Stadt in Frankreich, 3 mathematischer Körper, 4 Verbindung zwischen zwei Punkten, 5 geographischer Begriff, 6 Festlichkeit, 8 Erbart, 9 amtlicher Ausweis, 12 Stadt in Thüringen, 14 Vereinigung, 17 Figur aus dem Nibelungenlied, 18 männlicher Hund, 19 Wasserbewegung, 20 weiblicher Vorname, 21 Märchengestalt, 22 Laubbaum, 23 Kochsalzlösung, 25 Namensprädikat.

Rösselsprung

			nen	tönt	les	im			
	wald	es	hel	und	grü	er	neu	mer	
	kam	und	hir	früh	kna	du	her	schön	
	hell	sein	fort	im	flog	schen	noch	es	
da	fliehst	ein	ling	ten	o	be	bist	die	wie
so	er		lein	es	frei	da		dam	lied
das	schallt	so	ließ	en	ge	a	her	wald	es
	durch	dort	vö	bald	be	schau	kamp	chen	
	vög	er	den	munt	an	so	ten	sang	
		res	lein	weit	wei	ein	zu		

34374

Geographisches Silbenrätsel

a — a — ach — chei — du — dus — e — ei — i — im — la — la — land — lu — men — nan — nus — ra — ran — rho — ry — sen — stadt — tel — tes — thrä — tow — u — wa — zu

Aus vorstehenden 30 Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Schiller ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1 Stadt in Frankreich, 2 Stadt im Allgäu, 3 Stadt in Thüringen, 4 rumänische Landschaft, 5 asiatisches Hochland, 6 Mittelmeerinsel, 7 Hafen in Kamerun, 8 Landschaft in Südostafrika, 9 Planet, 10 italienische Kolonie, 11 Stadt in der Mark Brandenburg.

Für Sammler.

Tut man ein Fahrzeug und Gewicht zusammen,
Wird diese Unterschrift von einem Großen stammen.

910088

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: a) 1 Weihe, 4 Fest, 7 Elba, 8 Laute, 9 Sekt, 11 Nagel, 13 Ulan, 15 Same, 18 Prag, 21 Oese, 23 Rahel, 26 Baal, 27 Genua, 28 Band, 29 Enns, 30 Kamee; — b) 1 Wein, 2 Elias, 3 Hase, 4 Fatum, 5 Stoa, 6 Tenne, 10 Elsa, 12 Gips, 14 Lech, 16 Agra, 17 Dogge, 19 Rebus, 20 Berne, 22 Elen, 24 Alba, 25 Lade.

Silbenrätsel: Die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar. — 1 Dromedar, 2 Itala, 3 Eiland, 4 Minister, 5 Undine, 6 Totem, 7 Tandem, 8 Einerlei, 9 Revisor, 10 Telepathie, 11 Roland, 12 Akkordion, 13 Eboli, 14 Gerok, 15 Trompete, 16 Imkerei, 17 Mangold, 18 Hadrian, 19 Enklave, 20 Rudenz.

Arbeit und Erholung: Schlafwagen — Wagen, Schlaf, schlafen, waren.

Kapselrätsel: Wenn die Rose selbst sich schmückt.

Tauschrätsel: Gans, Adam, Eden, Narbe, Saul, Emme, Baden, Land, Ulla, Meer, Esche, Gänseblume.

Fröhliche Ecke

Kommis: „Den Brief kann ich nicht lesen. Die Handschrift ist zu schlecht."

Chef: „Geben Sie den Brief her — jeder Tor kann denselben lesen."

*

„Glauben Sie, Herr Doktor, daß ich genesen kann?"

„Sie haben gute Hoffnung. Für dieselbe Krankheit habe ich einen Herrn zehn Jahre behandelt."